



Abend-

Zeitung.

10.

Mittwoche, am 12. Januar 1831.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. Hell].

Das Schlachtfeld von Sievershausen.

(Fortsetzung.)

Schon unterwegs begegnete Herrn Dietrich ein Bote, der ihn, zum Markgrafen zu kommen, beordern sollte. Er trieb nun seinen Gaul an und stand bald vor dem Markgrafen, der, obgleich eine finstere Wolke über seinen Augenbrauen zu schweben schien, ihn doch freundlich empfing.

In Passau ist der Friede mit dem Kaiser geschlossen worden! — redete er ihn an. — Wir Protestanten haben leidliche Versicherungen der Religion wegen erhalten; die aber, wie immer, nur leere Versprechungen bleiben werden. Kurfürst Moriz hat den Kurhut und die schönen Lande Eures alten Herrn behalten, dieser hat die Freiheit, ich aber nichts erhalten und Deutschland bleibt nach wie vor unter spanischem Joche. Deshalb mache ich keinen Frieden, verstärke das Heer und tröze allein der Macht des Kaisers. Geht zu dem Kurfürsten Johann Friedrich, tragt ihm ein Bündniß mit mir an. Während Moriz in Ungarn für König Ferdinand gegen die Türken kämpft, ziehe ich nach Sachsen und wir treiben das nämliche Spiel mit ihm, wie er es vor der Mühlberger Schlacht mit Eurem Herrn spielte. Sagt ihm, daß er sich vor dem Kaiser nicht zu fürchten brauche, ich kenne ihn zu gut; der vergibt Moriz den Streich, den er ihm gespielt, nimmermehr und freut sich, wenn er ihn gedemüthigt sieht. Ich will am kaiserlichen Hofe

schon das Nöthige einleiten und glaube dort immer noch besser zu stehen als der Stolze, der den Passauer Frieden schloß. In Kurzem, so schreibt man mir von Inspruck, geht der Kaiser nach Augsburg, dort wird er dem gefangenen Kurfürsten seine Freiheit geben, der dann über Nürnberg nach seinen Landen zurückkehren wird. Reitet nach Nürnberg, gebt ihm dieß Schreiben; seine Antwort wird mich bestimmen, wohin ich mich mit meinem Heere wenden soll; ich hoffe, Ihr werdet mit dieser Botschaft Eurem Herrn willkommen seyn.

Ich glaube kaum! — nahm Herr Dietrich das Wort. — Ich fürchte —

Was wäre hierbei zu fürchten? — fuhr Markgraf Albrecht auf. — Gilt es nicht, die Kur und die verlorenen Lande wieder zu gewinnen.

Johann Friedrich, gnädiger Herr, wird nicht in Euren Vorschlag eingehen, — antwortete der Alte gelassen — ich kenne ihn zu gut; für seinen Glauben konnte er freudig das Schwert ziehen, für sich selbst läßt er es in der Scheide ruhen?

Dann ist er ein Narr! fuhr der Markgraf, immer heftiger werdend, auf.

Narrheit und Weisheit trennt nur ein schmaler Steg! fuhr Herr Dietrich, über des Markgrafen Worte empfindlich, fort.

Thorheit ist's, wenn man nicht für sich selbst sorgt! — unterbrach ihn der Markgraf von neuem. — Gott hat seine Donner, er bedarf unsers Schwertes

nicht, wohl aber wir bedürfen es zu unserer Vertheidigung. Ich hänge an meinem Glauben so fest als Euer Kurfürst; nicht für die Kaiserkrone, nicht für die ganzen deutschen Lande würde ich ihm ungetreu, denn was ich tief in meinem Herzen fühle, was mein Geist als das Bessere einseht, vertausche ich mit dem Schlechteren um Alles in der Welt nicht. Wer mich zwingen wollte, ein Papist zu werden, dem würde ich mich mit aller Kraft entgegen und Leib und Blut, Land und Leute daran setzen; das that ich jedoch meinetwegen, nicht Gottes wegen, dessen Allmacht meiner, eines elenden irdischen Wurmes, nicht bedarf. Aber nähme man mir ein Schloß, ein Amt — ja nur einen Meierhof, so könnte ich es nicht vergessen so lange ich lebe; wer es mir genommen, bliebe mein Feind und ich setzte Alles daran, es wieder zu gewinnen.

So denkt der Kurfürst nicht! — nahm Herr Dietrich das Wort, als der Markgraf schwieg. — Auch mögen ihn wohl sein trauriges Geschick und seine lange Gefangenschaft muthlos gemacht haben.

Hm! — begann Markgraf Albrecht, pfeifend im Zimmer auf und ab gehend. — Als ich in Gotha gefangen saß, wo ich freilich nicht hoffen konnte, so bald meine Freiheit wieder zu erlangen, da sann ich alle Tage, alle Stunden, bei Tag und Nacht, wie ich mich aus meinem Gefängnisse befreien könne und war damals heiterer als hernach, da mir das Glück wieder lächelte. Im Unglück, Herr, muß man das Haupt höher heben als im Glück. Beuge man nur, den Nacken nicht vor dem Schicksale, und es lächelt uns bald wieder freundlich an, wie eine stolze Dirne, die doch selten dem Beharrlichen widersteht. — Aber diese weisen Lehren will ich mir bis zur Zeit der Prüfung sparen. — Jetzt reiset mit Gott, grüßt den Kurfürsten, sagt ihm von mir, er solle die alte Fehde vergessen und mir fortan vertrauen. Sucht den frommen Herrn zu seinem Besten zu lenken. Ein guter Gaul für Euch, einer für Euren Diener und auch das Reisegeld ist bereit, und laßt mich bald Weiteres von Euch wissen; aber beeilt Euch, denn des Kurfürsten Entschluß bestimmt meinen Plan.

Hierauf entließ er Herrn Dietrich, den der Gedanke, seinen alten Herrn wieder in Freiheit zu sehen, schon allein zur Eile spornte.

3.

Als er in Offenbach ankam, fand er Kofse und Diener bereit, auch der Seckelmeister wartete schon, ihm das Reisegeld und eine neue Kleidung zu reichen;

denn in damaliger Zeit war ein neuer Rock ein bedeutender Theil der Besoldung fürstlicher Diener. — Herr Dietrich hatte nun bald sein Bündel geschnürt und Alles zur Abreise bereitet; nur fehlte sein lustiger Reisegefährte, dem er doch gern ein Lebwohl gesagt hätte. Otto war aber schon früh ausgegangen und wollte gar nicht wiederkehren; der Alte harrete und harrete vergebens, die Kofse wurden ungeduldig und so mußte er seinen polnischen Klepper besteigen, ohne Otto Balet gesagt zu haben; der stattliche Kofse, den ihm der Markgraf verehrt hatte, folgte als Sauroß, und er zog, einen finstern Blick aus der Ferne auf des Kurfürsten Lager werfend, längs dem Main, Aschaffenburg zu und setzte seinen Weg in der freudigen Hoffnung, bald seinen geliebten Herrn wieder zu sehen, nach Würzburg fort.

An einem schwülen Mittage, wo die Sonnenhitze unerträglich brannte, kam er an den Ufern des Maines bei Trifflenstein an, stieg in einer Herberge, die an den lachenden Ufern des Flusses den Reisenden durch zwei hohe schattige Linden zur Last einlud, ab, setzte sich, während die müden Kofse im Stalle ruhten, unter die Bäume und erquickte sich durch Speise und Trank.

Bald versiel er jedoch in düsteres Nachdenken. Nicht die flatternden Segel, nicht die plätschernden Wellen, nicht das muntere Treiben der Schiffer, die hier an einem bequemen Landungsplatze geschäftig waren, konnten ihn zerstreuen. Der Gedanke, der mit unumschränkter Gewalt ihn erfaßt, der ihn ununterbrochen begleitet hatte, verließ ihn auch jetzt nicht. Der gute Werthheimer blieb unberührt neben ihm stehen, die Schiffe zogen unbeachtet vorüber; nur an seinen Herrn denkend, nur daran denkend, wie er dessen Loos verbessern könne, sah sein undüsterer Blick in die dahinrauschende Fluth.

Es ist doch ein elendes Leben, was uns hier zu Theil wird! — brummte er vor sich hin. — Mühen und Treiben ist unser Loos; wie ein lecker Nachen zwischen Eisschollen drängen wir uns durch die Klippen des Schicksals mühsam nach einem ehriegen Ziele, und das einzige Ziel, was wir Alle sicher erlangen, ist das Grab; Jeder endet damit, hungrige Würmer zu speisen — und dann? — Hm! — brummte er und nahm den Becher zur Hand — Doktor Martinus meinte, dann erst wäre die Aernte, hier nur die Saat. — Wer es nur so recht glauben könnte. Ja, es muß ein schönes Ding seyn, während der kurzen Spanne Lebens zu entbehren, um für die Ewigkeit

reichlich zu sammeln; aber Niemandem ist noch Rechnung abgelegt worden und wir sind nicht klüger als die Kinder, welche willig die Mährchen glauben, die man ihnen erzählt. Nun, wohl dem, der gläubigen Herzens, wohl aber auch dem, der ohne Glauben reinen Herzens ist! — Auf einen sanften Schlaf, Doctor Martinus, und eine fröhliche Auferstehung! — rief er jetzt mit lauter Stimme und leerte den Becher. — Du lebstest und wirktest für diese wie für jene Welt und warest ein Biedermann, ein großer Mann in Wort und That. — Dir aber, frommer Johann Friedrich! — sagte er dann bewegt, den Becher wieder füllend — ein ruhiges, friedliches Alter! Möge Dir Gott dereinst reichlich vergütigen, was er Dir hier nahm und Dir dort eine himmlische Krone statt des Krubutes werden, hier bist Du zu fromm für einen Thron!

Diese letzten Worte sprach er schon mit Hestigkeit, ein finsterner Gedanke mußte dabei seine Nahrung gestört haben, denn er trank den Wein hastig hinunter und setzte den Becher unmutig vor sich hin, dann füllte er ihn wieder und ein höhrendes Lächeln umzog seine Lippen.

Soll ich auf sein Verderben trinken? — sagte er und sein Auge rollte wild. — Auf des Mannes Verderben trinken, der meinem Herrn Land und Leute nahm? — Nein! — rief er — Verderbe ihn Gott! —

Wer ist der Narr, der wie ein Besessener mit sich allein spricht und mit seinen dürren Armen die Luft durchschneidet? schallte es stöhnend hinter Herrn Dietrich, der jetzt ausblickte und einen stattlich gekleideten Reiter von einem Haufen Geharnischter und Diener umgeben vor sich auf einem gelben Rosse halten sah. Bei dem Anblicke des Mannes schrak der Alte zusammen; es war jedoch mehr Ueberraschung als Furcht, denn er sagte sich bald und sagte:

Der Narr ist Dietrich von Karras, einst im Dienste des Kurfürsten Johann Friedrich, jetzt —

Ah! — rief Kurfürst Moriz — Treffen wir uns endlich hier? Warum habt Ihr Eurer Lehnspflicht nicht Folge geleistet und seyd mit dem Ritterpferd mir nicht zugezogen, als Ihr gefordert wurdet? fragte er ihn dann und sein Auge sah finster auf ihn.

Gnädiger Herr! — erwiederte der Alte gelassen: — Wenn mein Rosß auf einem Ritze lahm wird, soll ich es dann, ohne für seine Heilung zu sorgen, stehen

lassen und ein anderes besteigen? Soll ich meinen Herrn wechseln wie meinen Rock? Was würde dann aus Euch werden, gnädiger Herr, wenn Euch ein Unglück beträfe und alle die gepugten und gewappneten Herren, die ich in Eurem Gefolge erblicke, Euch verlassen und Ihr allein blicbet? In der Noth mögen die Fürsten ihre treuen Diener erkennen, im Glück, da finden sie Schwarzer genug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frau von Genlis

ist am Schlusse des Jahres 1830 in dem sehr hohen Alter von 85 Jahren gestorben und hat sich bis an ihren Tod den Geschmack an den Wissenschaften wie die Gewohnheit des Selbstschaffens erhalten. Eine große Menge von Schriften haben ihren Namen in der literarischen Welt bekannt gemacht, besonders von Erziehungsschriften, die von ihren Landsleuten stets mit besonderer Gunst aufgenommen worden sind. Sie war auch die erste, welche in Frankreich den historischen Roman bearbeitete, und ihr „Belisar“ wie ihre „Belagerung von Rochelle“ erwarben sich unter diesen den Preis. Ihre „Veillées du château“ und „Adèle et Theodore“ sind noch jetzt in vielen Erziehungsanstalten eingeführt; ihr in Frankreich am meisten geschätztes Werk ist aber das „Théâtre de la Jeunesse“, das selbst der strenge Kritiker Laharpe ohne Rückhalt lobt. Frau von Genlis hat die Erziehung des gegenwärtigen Königs von Frankreich, seiner Brüder und der Prinzessin Adelaide geleitet. Aus den ihr anvertraut gewesenen Prinzen hat sie gute Bürger erzogen, dieß ist dasjenige Werk, welches ihr die meiste Ehre macht.

Profaische Wahrheit in poetischem Gewande.

Von Richard Noos.

Hier ruht in Gott

Ein Christ — ein Biedermann — ein Patriot.

Wem Wahrheit solche Grabchrift geben kann,
Starb, bettelarm, doch als der reichste Mann;

Und arm der reichste Kauz verstarb,
Der jenen Nachruf nicht erwarb.

Sei noch so dumm, was macht Dich klug?
Hast Rang Du nur und Geld genug.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Schauspieler-Sünden.

(Fortsetzung.)

Uebelstände kleinerer Gattung aber sind, wenn der Künstler im Momente der Bedrängnisse, das heißt, wenn Dichters und eigene Worte gänzlich mangeln, so dicht an jenen gewissen Schlund, der alles menschliche Wissen verbirgt, hintritt, daß man in banger Besorgniß lebt, der nächste Schritt werde ihn rettungslos in den bodenlosen Abgrund stürzen; oder, wenn er, daselbst festgebannt, die Augen so starr auf den erwähnten Maulwurf heftet, daß man wähnt, er erblicke den Geist seiner Ahnfrau, welche vielleicht, so wie die Grillparzer'sche, eine kleine Näschlerin war und ihre Näschereien in einem Souffleurkasten für ihre Person abbüßen muß, was eben so vernünftig, oder eigentlich viel vernünftiger wäre, als daß ein ganzes Geschlecht wegen einer Culaliade der Ahnfrau zu Grunde gehen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß; oder wenn er hustet, räuspert, spuckt und verschiedene künstliche Manövrès und Attituden macht, deren Tendenz augenscheinlich keine andere ist, als sein Ohr dem Munde des Unterirdischen so nahe als möglich zu bringen.

Uebelstände größerer Gattung sind, wenn der Künstler verschiedene Hilfwörtchen, als: Ja, ja! — nun, nun! — ei, ei! — so, so! — oh, oh! — hm, hm! — hi, hi! — der Rede einverleibt und ihnen zufällig einen Platz anweist, wo sie so störend auf den Wörterverein einwirken, als die Jesuiten auf die menschliche Gesellschaft; wenn er das Geschlechtwort wiederholt: „Der König, der liebt die Königin, die Königin, die liebt den König“, wenn er an einem Worte dehnt und zerrt wie an einem Stücke Gummi elasticum, um nur Zeit zu gewinnen, den nöthigen Wörterbedarf aufzuschnappen, um zu erfahren, ob er dem Parlamente, oder das Parlament ihm zehn Tausend Pfund geschickt habe, oder wenn er eine Rede mitten entzwei reißt, so daß der eigentliche Sinn derselben ganz verloren geht, ein anderer Sinn aber, von welchem der Dichter sich nichts träumen ließ, an's Licht der Lampen befördert wird u. a. m.

Das sogenannte Versprechen, dem manche Bühnenkünstler sehr ergeben sind, bin ich nicht geneigt, zu den Uebelständen zu zählen, denn ich muß bekennen, daß mich nicht selten ein Versprechen mehr amüßet hat als eine ganze Comödie. Besonders lustig ist es, wenn zuweilen ein Künstler mit der ernsthaftesten Miene eine gewaltige Ungereimtheit zur Welt bringt und dann durch das Spiel seiner Augen, welche Befremden und Unwillen zugleich ausdrücken, deutlich zu verstehen gibt, daß er durchaus nicht begreife, warum das Publikum eben jetzt lächelt oder lacht.

Es leben viele Menschen in der Welt, welche, ohne Engländer zu seyn, gewaltig vom Spleen geplagt werden; ich selbst, der ich, wie mein Name verräth, ein Erzdeutscher bin, auch gar nichts Englisches weder an, noch auf mir habe, werde von diesem lästigen Gaste häufig heimgesucht und bemühe mich, ihn los zu wer-

den so gut ich kann. Die Mittel, welche ich zu diesem Zwecke anwende, sind sehr verschieden; bald reite ich, bald fahre ich, bald lese ich eines meiner Gedichte, in welchen ich täglich neue Schönheiten entdecke, bald gehe ich in den Prater, bald in das Schauspielhaus an der Wien, bald in das Leopoldstädter Theater, wenn nämlich keine Oper vom Herrn Kapellmeister Gläser gegeben wird, bald suche ich andere, neuere und kräftigere Mittel und bin endlich auf den Gedanken gekommen, eine Sammlung Schauspieler-Sünden anzulegen, ein Versuch, welcher sich für mich von bester Wirkung erwiesen hat.

Da ich aber vermüthe, daß mehre meiner deutschen Landleute an der genannten Krankheit laboriren, so habe ich mich in einem Augenblicke, wo selbe mir arg mitspielte, hingesezt und habe aus meiner Sammlung excerpirt, worüber ein Vierteltündchen verfloß und Herr Spleen zum Rückzuge genöthigt wurde.

Mein Wunsch ist, daß diese Excerpte auch für Andere von gleicher Wirkung sein mögen.

Ein Ritter und Vater, dessen Sohn eine bürgerliche Dirne geheirathet hatte, klagte in einem Selbstgespräche über die That desselben, und der Gedanke, daß seine Enkel nicht werden sitzen können an den Tafeln der Ritter, zerfleischte ihm das Herz. Da der Schauspieler, welcher diesen unglücklichen Pava darstellte, nicht Zeit gefunden hatte, sich mit der Rolle gehörig bekannt zu machen, so faßte er in der Nähe des erwähnten Schakstäbleins eine feste Position und holte seinen Jammer brockenweise aus selbigem hervor. Seine Klage über die Enkel, welche nicht werden sitzen können an den Tafeln der Ritter, ging daher in verschiedenen Abtheilungen und folgendermaßen aus seinem Munde hervor: „Und ich werde Enkel haben — die nicht sitzen können — nicht sitzen können — nicht sitzen können — nicht sitzen können.“ — Damit glaubte er die Sache abgethan, machte nach dem „sitzen können“ ein Punktum und setzte die Zuschauer, welche wohl schon von Kindern und Enkeln, die nicht sehen, nicht hören, nicht sprechen, nicht gehen, aber nie von Enkeln, die nicht sitzen können, gehört hatten, in nicht geringes Erstaunen.

Wären alle Souffleurs mit der Lehre der richtigen Interpunktion vertraut, verständen sie die Kunst, mit dem Athem hauszuhalten und zu rechter Zeit Athem zu holen, wie Dlle. Henriette Sontag, befehligten sie sich einer deutlichen Aussprache, so würden die Künstler, von welchen man doch unmöglich fordern kann, daß sie Alles wissen sollen, nie in Berlegenheit kommen und nie höchst sonderbare Dinge zur Welt bringen. Ritter Estavajel in Kozzebue's einst vergötterter „Johanna von Montfaucon“ würde dann nie, bei Erzählung des Ueberfalles seiner Burg, statt: „meine Knechte lagen um mich her, todt; fechtend zog ich mich aus der Burg“ — „meine Knechte lagen um mich her; todtfechtend zog ich mich aus der Burg“, gesprochen haben.

(Der Beschluß folgt.)